

Aus dem Warten heraus

An die Bahnhöfe der Schweizer Literatur grenzt das Meer

Warten – ein Schweizer Thema?

»Wenn der Liebe Gott Schweizer gewesen wäre, würde er heute noch auf den richtigen Moment warten, um die Welt zu erschaffen.«¹ Für Hugo Loetscher ist es klar: Der Gott der Schweizer ist der Gott des Wartens – ein Gott, der keine Welt erschaffen hätte. Abwartend huldigt die Schweiz diesem Gott, im Wartesaal der Geschichte, auf einem Abstellgleis der Weltpolitik. Max Frisch hält in seinem Tagebuch 1966–1971 fest, was Ausländer in der Schweiz suchen und worin sich die Schweiz selbst eingerichtet habe: »Geschichtslosigkeit als Komfort«². Zwar hat in den letzten Jahren die Geschichte das öffentliche Bewußtsein der Schweiz eingeholt und der Wartesaal viel von seinem Komfort eingebüßt. Doch noch in der Krise der helvetischen Selbstbilder klammert man sich gerne ans tröstliche Klischee: die Schweizer als das zum Warten auserwählte Volk.

Dem Gott des Wartens huldigt man jedoch auch außerhalb der Schweizergrenzen. Lange bevor ihm Beckett mit »Warten auf Godot« das literarische Kultspiel schlechthin gewidmet hat, erhoben die Intellektuellen der zwanziger Jahre das Warten zu der Haltung, die allein einer sinnentleerten Welt angemessen sei. Siegfried Kracauer behauptet in seinem Essay »Die Wartenden« (1922), daß zwischen einem heillosen Skeptizismus, der sich von der Welt isoliert, und einer blinden Erlösungshoffnung, die sich jeder Ideologie in die Arme wirft, nur das Warten bleibe. Die einzig mögliche Haltung im Sinnvakuum der Moderne sei »ein zögerndes Geöffnetsein«, aber »vor verschlossenen Türen«.³ Walter Benjamin erkennt im Wartenden den »Gegentyp des Flaneurs«⁴: Wie dieser ist er ein beobachtender Außenseiter, der sich aber ganz der Zeit und der möglichen Langeweile aussetzt, statt sie gehend zu konsumieren. Und Joseph Roth sieht die Spinne als die einzige vernünftige Kreatur, weil sie »das verzweifelte Jagen aller Lebewesen als nutzlos und nur das Warten als fruchtbar erkannt hat«⁵. In dieses Warten haben sich die Intellektuellen des zwanzigsten Jahrhunderts vielfach eingesponnen, sensibel für die Erschütterungen der Zeit, die sich in ihren feingeknüpften Netzen verfängt. Sie hoffen auf den fruchtbaren Augenblick, in dem sie sich ihrer mit einem Sprung bemächtigen können, doch drohen sie dabei in jene Leere abzustürzen, die sie um sich herum wahrnehmen.

Weil der intellektuelle Weihrauch des »Wartens« überall aufsteigt, läßt sich an ihm eine spezifische »Schweizer Literatur«, gar noch über die verschiedenen Sprachgrenzen hinweg, kaum erkennen. Ohnehin kann von einer »Schweizer Literatur« – zumindest seit dem Zweiten Weltkrieg – höchstens dann noch die Rede sein, wenn man sie inhaltlich auf eine bestimmte geographische oder politisch-historische Topographie bezieht. Da drohen aber intellektuelle Verkrampfung und logische Zirkelschlüsse: Schweizer Literatur müsse man an ihrem Schweiz-Bezug identifizieren können. Schweizer Autoren sprechen aber nur selten vom Schweizer Käse. Ob es eine »Schweizer Literatur« überhaupt gibt, wird besonders dann fraglich, wenn man die Werke von Schweizer Autoren unter einem Blickwinkel faßt, der keinen entsprechenden Vorgaben folgt. Das »Warten« ist ein solcher Aspekt: Die zwanghafte Faszination dieses Themas scheint im zwanzigsten Jahrhundert universell geworden; ein Gott, den man überall verehrt, auch dort, wo die Götter sonst längst ausgestorben sind. Dabei ist das Warten, als Gefühl einer sich entgrenzenden Zeit, in besonderem Maße grenzenlos. Deshalb wohl thematisieren Autoren aus der Schweiz das Warten immer wieder: Ohne daß sie die Abseitsposition der Schweiz und die kritischen Klischees, die sich daran heften, direkt einklagen würden, reflektieren sie diese Abseitsposition indirekt, literarisch, und brechen sie damit auf – Schöpfungsgeschichten, aus dem Warten heraus.

Bahnhöfe: Knotenpunkte des Wartens

Im Lande der Uhren und der Eisenbahnen finden sich Knotenpunkte des Wartens leicht: Es sind dies jene Bahnhöfe, an denen sich auch die Schweizer Autoren häufig einfinden. Am Bahnhof kommt man an, um von dort aus – wie in Gottfried Kellers »Martin Salander« oder Carl Spittellers »Imago« – das fremd gewordene Gesicht der Heimat zu entdecken. Der Bahnhof ist der Ausgangs- und Endpunkt helvetischer Tagträume: Am Bahnhof Gullen erscheint in Dürrenmatts »Besuch der alten Dame« der rettende Engel Claire Zachanassian, und dort verabschiedet sie sich am Schluß, als rächender Engel. Die Gullener aber bleiben, wo sie sind: »Les Suisses vont à la gare, mais ils ne partent pas«, heißt es emblematisch in Alain Tanners Film »Le retour d'Afrique«. Denn schon am Bahnhof betritt man ein inneres Ausland, kann man die Exterritorialität erleben, ohne sich ihr wirklich aussetzen zu müssen. In Kurt Guggenheims Roman »Der goldene Würfel« (1967) beispielsweise bricht ein Bankcommis im Bahnhofwartesaal aus seinem Angestelltenleben nach innen auf; als Zufluchtsstätten, die immer offenstehen, haben die Bahnhöfe, Kultstätten für den Gott des Wartens, die Kirchen abgelöst.⁶

Dies gilt sicher nicht nur für Schweizer Bahnhöfe. Daß die Schweizer darauf warten, daß die Welt zu ihnen komme, und daß dabei die Geschichte an ihnen im Schnellzugtempo vorbeibrause, ist ein klischeeverdächtiges Bild. Die Schweizer Autoren reflektieren es insgeheim, wenn sie das Warten am Bahnhof zum Gegenstand des Erzählens machen. Der Berner Mundartpoet Mani Matter singt Ende der sechziger Jahre »Ds Lied vo de Bahnhöf, wo der Zug geng scho abfahren isch oder no nid isch cho.«⁷ Dieses Lied haben Schweizer Autoren schon früher angestimmt. Friedrich Glauser zum Beispiel macht in einem Feuilleton mit dem Titel »Warten...« (1937) einen nervösen Herrn, der – die Uhr in der Hand – schimpfend auf einen leicht verspäteten Zug wartet, zum Gegenstand seiner erzählerischen Ironie.⁸ Ihm stellt er die Bahnarbeiter gegenüber, die »das Warten gelernt« haben. Und abschließend blendet er unvermutet auf das träge rauschende Meer über, das langsam steigt: Das Meer, heimlicher Gegenmythos zur alpinen Schweiz, verkörpert einen anderen Raum- und Zeitbegriff, eine Entgrenzung, die alle Fahrpläne außer Kraft setzt. Gerade in einer Epoche, in der sich die Schweiz in ihre Grenzen einigelt, akzentuiert Glauser am Thema des Wartens, antithetisch zur Fahrplanschweiz, die Chance einer Offenheit, die alle Grenzen sprengt. (...)

Das Warten weitet den Horizont. Die Verräumlichung einer Zeit, die sich nicht nach den Uhren richtet, entgrenzt bei Glauser und Aman den engen Warteraum. Auch diese Autoren gehen zum Bahnhof, ohne abzufahren. Doch brechen sie dort literarisch in eine Offenheit auf, die auf keinen Fahrplänen mehr festzuschreiben ist. (...)

Am Bahnhof wartet aber auch die Angst, den Anschluß ans Leben zu verpassen. Wem das »Leben«, wie für Elisabeth Amans Stationsvorsteher, als Antithese zum Warten erscheint, dem fährt es, während er wartet, davon. Es käme also darauf an, das Warten selbst als produktiven Lebenszustand zu verstehen. Simon Tanner, die Hauptfigur von Robert Walsers »Geschwister Tanner«, macht daraus schon 1907 in einer prägnanten, in letzter Zeit immer wieder zitierten Formulierung sein Lebensrezept: »Ich stehe noch immer vor der Türe des Lebens, klopfe und klopfe, allerdings mit wenig Ungestüm, und horche nur gespannt, ob jemand komme, der mir den Riegel zurückschieben möchte. (...) Ich bin nichts als ein Horchender und Wartender, als solcher allerdings vollendet, denn ich habe es gelernt, zu träumen, während ich warte.«¹¹ Jene intellektuelle Grundhaltung, die Siegfried Kracauer auf »ein zögerndes Geöffnetsein«, aber »vor verschlossenen Türen« bringt, erweitert Walser um die essentielle Dimension des Horchens und Träumens: Horchend und träumend erschließt sich Simon Tanner jene Räume, die ihm verschlossen sind. (...)

Wartend über das Warten hinauszukommen, diese Herausforderung nehmen die Autorinnen der letzten Jahrzehnte auf. Sie wollen nicht als falschgoldene »Skulpturen des Wartens« erstarren, gewissermaßen zum Wartefakt. Und sie möchten aus dem melancholischen Narzißmus heraustreten, der sich in das eigene Warten verliebt und dem besonders die Männer leicht verfallen. Nietzsches Zarathustra, lautstarker Prophet des zwanzigsten Jahrhunderts, hatte noch verkündet: »Wahrlich, ich lernte das Warten auch und von Grund aus, – aber nur das Warten auf *mich*.«³¹ Dagegen zeigen die hier vorgestellten Texte, daß im Warten die Chance der Öffnung liegt. Die Insistenz, mit der gerade Autorinnen und Autoren aus der Schweiz diese Öffnung herbeiträumen und herbeierzählen, zeigt nicht so sehr, daß sie Wege aus der vielbeschworenen Schweizer »Enge« suchen. Vielmehr haben sie im Warten längst den Anschluß nach außen gefunden. An die literarischen Bahnhöfe der Schweiz grenzt – nicht nur bei Glauser – das Meer.

-9-